

Was Feldbachs Pappeln rauschen

Autor(en): **Dutli-Rutishauser, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Thurgauer Jahrbuch**

Band (Jahr): **6 (1930)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-699049>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Was Feldbachs Pappeln rauschen

Eine Erzählung aus der alten Zeit vom Kloster Feldbach von Maria Dutli-Rutishauser

Die alte Klosterkutsche holperte die Strasse herauf, die von Schaffhausen nach dem Kloster Feldbach führte. Auf dem hohen Kutschersitze erwachte eben der Knecht Huber, des Klosters Leibeigener. Er hatte schon zwei Tage die beschwerliche Reise auf unwegsamen Strassen gemacht und war seit einer halben Stunde sanft eingeschlafen. Als nun aber das Dunkel des Waldes sich lichtete, da schrak er zusammen und griff fest in die Zügel. Die zwei schwarzen Pferde bäumten sich hoch auf und trabten im raschen Laufe die Strasse dahin.

Drinnen im Wagen regte sich eine muntere helle Stimme und gleichzeitig guckte ein anmutiger Mädchenkopf durchs kleine blinde Wagenfenster: «Was meinst du, Tante, sind wir bald in Velpach?»

Eine Weile hörte man nur das beschwerliche Atmen einer älteren Frau, dann endlich sagte eine tiefe unsanfte Stimme: «Ja, Judith, wir werden bald dort sein und Dero Gnaden, die hohe Frau Aebtissin, meine liebe Schwester begrüßen können. Hast du dir zurecht gelegt, was du beim Empfange sagen willst?»

Judith lächelte sorglos: «O Tante, ich weiss zwar gar nicht, was ich sagen will, denn erst muss ich einmal das Kloster und meine Base Aebtissin sehen, dann kommt mir wohl schon etwas Passendes in den Sinn.»

Die alte Dame, eingehüllt in schwere Mäntel und den weissen Kopf mit dem wehenden schwarzen Witwenschleier umflort, hob missbilligend die grauen Augen zu ihrer Nichte empor und tadelte: «Judith, bedenke doch wohin wir fahren, bedenke, dass es deine einzige Zufluchtsstätte und mit Gottes Hilfe dein bleibendes Heim ist das wir bald betreten. Und wisse, dass die Aebtissin vom reinen Adel der Randenburg stammt und es nicht unter ihrer Würde findet, dich, das verwaiste Kind in gnädigen Schutz zu nehmen.»

Judith hatte nur halbhin zugehört. Sie besah sich die Landschaft, die ihr neu war. Als sie den See erblickte, der herbstlich blau dalag, da tat sich ihr Herz auf und ihre Augen gingen hinüber ins deutsche Land, das langgedehnt am andern Ufer lag. In ihre Freude hinein fiel das Wort der Tante, als sie vom reinen Adel der «Randenburg» erzählte. Judith zuckte zusammen, wie unter einem Hiebe! Wie oft hatte sie in den letzten Wochen dieses Wort hören müssen! Seit der Vater tot war und sie allein mit der Tante im grossen Schlosse Schleithelm wohnte, wusste sie, dass sie um ihrer Mutter willen eine Ausgestossene aus der Welt der Grossen war. Sie war noch zu sehr Kind gewesen, um zu wissen, was das bedeutete, als ihr vor Jahren der Vater einst ge-

sagt hatte: «Du bist wohl eine von Randenburg, aber deine Mutter war die Tochter eines Bauern!»

Was hatte sie damals gewusst von adeligen und bäuerlichen Namen! Sie lebte im fremden Lande, weit draussen im deutschen Reiche bei den Nonnen von Lenzfried und dachte wenig über ihre Herkunft nach. Ihre Mutter hatte sie kaum gekannt, sie war schon lange tot. Nur der Vater kam hie und da und als sie ihn einmal fragte, warum sie denn nie heim auf's Schloss gehen könne, da eben hatte ihr der Vater die kurze Antwort gegeben, dass ihre Mutter die Tochter eines Bauern gewesen sei. Nachher hatte sie nicht mehr gefragt und war in Lenzfried geblieben, bis die Tante sie eines Tages nach Schleithelm heimgeholt hatte. Da war aber der Vater schon tot und nur ein mächtiges Grab in der Familiengruft des Schlosses erzählte ihr, dass er tot sei und dass sie nie mehr in ihrem Leben einen Vater habe.

Wenn nicht die Tante Ursula immer daran gerührt hätte, Juditha hätte es kaum empfunden, Weise zu sein. Sie war sich zu sehr an die fremden Menschen gewöhnt, als dass sie das Heimatgefühl gekannt hätte. Tante Ursula aber begann jeden Morgen zu jammern über das Schicksal vaterloser Mädchen und tagtäglich gingen sie hinunter in die Gruft, wo Tante Ursula mit Judith um den toten Bruder, den Vater des Mädchens, trauerte. Hier hatte Judith einst auch nach ihrer Mutter gefragt und nach ihrem Grabe. Da schaute sie Ursula erschrocken an und rief: «Wie, du weisst nicht, dass deine Mutter nicht aus dem Adel war und dass man hier nur die Toten reinen Namens beisetzt?» Judith wandte ein: «Aber sie war doch meine Mutter, sie trug Vaters Namen!»

«Ja», seufzte Ursula auf, «leider trug sie unsern Namen, aber ihr Blut war Bauernblut, kein Tropfen von dem Unsern war in ihren Adern!»

Judith hatte geschwiegen, aber sie war nun wissend geworden. Man betrachtete auch sie, das Kind dieser Bürgerlichen, die den Namen derer von «Randenburg» trug, nicht als ebenbürtig. Sie sagte nichts dagegen, als Tante Ursula mit dem Plane aufrückte, sie unter die Obhut der Aebtissin vom Kloster Velpach zu bringen. Mochten sie, — so schön wie auf der einsamen Randenburg war es im Kloster auch und sie hatte lange Klosterluft geatmet, sie tat ihr gut!

Nun sah Judith im leichten Nebel der herbstlichen Landschaft das Türmchen des Klosters Velpach aufragen und hörte das Wort der Tante, das ihr das Blut in die Schläfen trieb — — «reiner Adel!» Was nützte es, reinen oder miss-tönenden Namen zu tragen, wenn man einen

von Kloster zu Kloster brachte und man die Welt nur auf dem Wege von einem zum andern sah? Und war sie schuld, dass ihre Mutter eine aus dem Volke gewesen war?

Als die Kutsche in leichtem Trabe an den Gehöften vorbei nach dem vor dem Städtchen Steckiboron gelegenen Kloster fuhr, grüssten rechts und links die Leute; denn wenn die Klosterkutsche in Sicht kam, dann gedachten sie der Steuern und Abgaben, die sie den Frauen von Velpach zu entrichten hatten. Und wenn auch das Wohnen unter dem Krummstab der Aebtissin Anna von Randenburg, die zur Zeit das Kloster und den ausgedehnten Lehenbesitz regierte, angenehm war, so war es doch in magern Jahren eine schwere Last, von dem Wenigen, das Land und Höflein abwarf, noch etwas in die Zehntenscheuer zu tragen.

Judith grüsste freundlich das Volk und die scheuen Kinder, die an der Strasse standen. Tante Ursula lehnte sich tiefer zurück, denn sie fand es nicht für nötig, ihrer Schwester «Untertanen» zu grüssen.

Der Wagen stand vor dem grossen Gartentore, das schwer und schmiedeisern unbefugtem Zutritte wehrte. Dreimal knallte Huber und allsobald ertönte drinnen im Hofe das Bellen eines Hofhundes. Dann knarrte ein Schlüssel und unter dem Tore stand klein und alt die Schwester Pförtnerin. Sie fragte den Knecht nach seinem Wunsche. Der wies mit der Peitsche rückwärts nach der Kutsche und murmelte unwirsch: «Gäste!» Und als die Schwester fragend nach ihnen ausschaute, sagte er kurz: «Die von Randenburg!»

Da schlug die alte Nonne erstaunt die Hände zusammen und rief: «Je, nun schau daher, bringt der die Schwester und die Nichte unserer wohlwürdigen Frau Aebtissin und steht so müssig da!» Sie eilte flink auf den Wagenschlag zu und kam an, als Judith freundlich lächelnd ihm entstieg. Dann halfen sie mit vereinten Kräften der Freifrau Ursula von Lichtenstein aus dem Wagen. Untertänig grüsste die Nonne die hohen Gäste, die ihrerseits aber diese kaum beachteten.

Durch den wohlgepflegten Klostergarten schritten Tante und Nichte nach der Pforte, wo eine junge Klosterfrau die Beiden erwartete. Sie hatte die beiden Flügeltüren geöffnet und liess die Frauen mit dem Grusse «Gelobt sei Jesus Christus» eintreten. Ursula erwiderte den Segensgruss so laut, dass es in den langen dunklen Gängen wiederhallte: «In Ewigkeit. Amen!»

Im grossen Empfangszimmer, das auf den See schaute, und ausser einem schweren Eichentisch und einigen braunen Stabellen nur das lebensgrosse ölgemalte Bild der ersten Aebtissin Sophia enthielt, warteten die Gäste auf das Erscheinen der Aebtissin. Ursula sprach kein Wort, sondern sass steif und mit keiner Wimper zuk-

kend im hohen Stuhle. Judith blickte hinaus in die Gegend, die ihr mit dem blauen, schmalen See und dem bunten Rebgelände drüben im deutschen Gau ungemein lieblich vorkam. Judith freute sich über die wunderbar anmutige Stimmung, die über dem Lande lag und dachte, dass es hier gut zu leben sein müsse. Sie freute sich, wieder aus dem grauen Schleitheimer-schlosse weg zu sein, aus den Augen der bösen Tante Ursula. Es war die nämliche Luft wie draussen in Lenzfried, die hier wehte, die Mauern so dick und klösterlich und die Stille so weltfern und andächtig.

Die Tür ging auf und Judith sah in ihrem Rahmen eine hohe Gestalt im weiss-schwarzen Habit der Zisterzienserinnen, auf die Ursula sogleich zunging und sie herzlich umarmte. «Willkommen, meine liebe Schwester, sei gegrüsst in meinem stillen Kloster, du und das Kind, das du mir bringen wolltest!» sprach die Aebtissin langsam und gemessen und schaute befremdet auf das grosse schlanke Mädchen, das sich ihr näherte. «Wie, du bist meines Bruders Kind, so gross schon und scheinst eine richtige Randenburgerin!»

Judith schlug die Augen gross auf und stand einen Augenblick vor der Frau, die ihres Vaters Schwester war und auch glaubte, sie sei keine rechte v. Randenburg. Dann beugte sie sich über die zarte Hand der Aebtissin und küsste den Ring, das Symbol der Brautschaft Christi und der Würde der Aebtissin. «Ich bitte um Euern Segen, Frau Aebtissin», sagte sie, wie gebannt von den grossen strengen Augen der Nonne. Diese legte die Hand auf des Mädchens dunkles Haar und sprach milde: «Sei mir willkommen, Judith, möge der Herr deinen Einzug segnen und dir den Frieden verleihen, den du in unsern Mauern suchst!» — — «Und nun kommt», fuhr sie fort, — indem sie ihre Schwester bei der Hand nahm», ich will euch die Zimmer anweisen lassen, die lange Fahrt wird euch wohl ermüdet haben.» — —

Judith sass in ihrem kleinen, fast ärmlichen Stübchen beim Oellicht. Etwas bedrückte sie. War es das Fremde, das ihr hier begegnet war, — der See, der in gleichmässigem Wellengang an das Gemäuer der ehemaligen Wasserburg plätscherte und sie melancholisch stimmte? Oder hatte ihr das stolze Wesen der Aebtissin doch weher getan, als sie sich gestehen wollte? — Nein, das konnte es nicht sein, denn sie hatte doch auch gesehen, wie herzlich und wohlwollend die strengen Augen auf ihr geruht. — Es war das Gefühl der Heimatlosigkeit, das Judith an diesem Abend vielleicht zum erstenmale empfand. Sie wusste, dass niemand in Schleithem sie vermisste, ja, dass man dort über ihren Weggang froh war. Tante Ursula, die verwitwete Freifrau v. Lichtenstein hatte nach dem Tode ihres Bruders ihren Wohnsitz auf dem

Schloss Randenburg aufgeschlagen und Judith wusste wohl, dass sie sich als die Verwalterin und uneingeschränkte Machthaberin fühlte auf Randenburg. Sie begriff auch, dass sie, die rechtsmässige Herrin des Gutes, ihr im Wege war. Darum hatte sie ihr angeboten, die Gastfreundschaft der Tante Aebtissin im Kloster Velpach in Anspruch zu nehmen, um sich noch weiter in den feinen Handarbeiten und andern weiblichen Künsten unterrichten zu lassen. Judith wusste dagegen nichts einzuwenden, sie hoffte, dass die Aebtissin gut zu ihr sein werde und das genüge ihr!

«Was wohl in diesen Mauern auf mich wartet?», sann Judith vor sich hin, unter dem Schutze dieser gestrengen Frau, die noch durch und durch an eine Edle auf hoher Burg erinnert. Ich meine doch, dass ich sie lieb haben könnte!»

Drunten im Zimmer der Aebtissin sassen die beiden Schwestern, die Ordensfrau im schwarzen Gewande mit dem blühweissen Kragen um den Hals und die Freifrau in der Witwenhaube. Wer die beiden sah, der wusste, dass sie in derselben Wiege gelegen hatten. Gross und kräftig gebaut, mit stolzer Haltung glichen sie sich vollkommen. Nur dass der Freiin harte Züge älter und ein wenig vergrämt waren, während die Nonne im ersten alabasterweissen Anlitz einen versteckten Zug von Herzensgüte trug, der aber für ihre Umgebung selten zum Ausdruck kam. Sie war gerecht gegen ihre Untergebenen, hatte aber von ihren Eigenschaften als Herrin der Randenburg zu viel behalten, als dass sie dem Kloster und den Schwestern hätte Mutter sein können. Sie war mit der Gewissheit ins Kloster Velpach eingetreten, einst Aebtissin zu werden und bald hatte sie wirklich aus der Hand des Bischofs von Konstanz Ring und Stab empfangen. Ihre Pflichten als Ordensfrau erfüllte sie mustergültig, denn was sie unternahm, führte sie stets zu einem guten Ende. Sie machte nicht viel Worte, aber die sie aussprach, waren schwerwiegend und treffend.

Eines lag der Aebtissin Anna v. Randenburg schwer auf dem Herzen: Die Armut des Klosters. Wenn auch schöne und hochherzige Vermächtnisse dem jungen Kloster zu weitläufigen Besitzungen verholfen hatten, so war das Einkommen, welches dann noch in Verwaltungslöhne geteilt werden musste, nicht gross. Auch die Zehnten und Abgaben waren klein und wenn nicht der gütige Abt der Reichenau hie und da ein Geschenk nach Velpach gesandt hätte, so wäre die Not eines Tages ganz sicher eingekehrt bei den Frauen zu Velpach.

Aber gerade diese Abhängigkeit von den Freunden und Nachbarn hasste die Aebtissin. Sie war sich aus früheren Zeiten des Regierens und der Herrschaft gewohnt und die Reichtümer der Randenburg hatten ihr ein freies Schalten und Walten ermöglicht. Aber jetzt — — —! Die

Aebtissin zog die Schultern hoch, als sie zu ihrer Schwester von den Zuständen zu Velpach sprach: «Weisst du, Ursula, sie ist wie ein Gespenst um mich, die Sorge um das Wohlergehen meines Klosters. Damals, als ich die Randenburg verliess, kam ich mit dem felsenfesten Vorsatz hieher, dieses Haus zu Ansehen und Macht zu bringen. Ich habe nun alles getan, was in meinen Kräften stand — nur dir will ich gestehen, dass es nichts nützte, dass wir heute nach 15 Jahren meiner Regierung noch genau auf demselben Fleck stehen! Ich weiss nicht, wo's fehlt, manchmal möchte ich an mir selbst verzweifeln und doch muss ich weiterschaffen und einteilen, damit wenigstens kein Rückschlag da ist, wenn der Visitator die Rechnung verlangt.»

Ursula fiel beschwichtigend ein: «Ja, meine geliebte Schwester, ich glaube wohl, dass es schwer ist, aber bedenke, dass du im Kloster bist und die Armut als Standesopfer auf dich genommen hast!»

Anna v. Randenburg seufzte und sah die Schwester voll an: «Nein, das ist es nicht, Ursula, nicht für mich möchte ich reich sein, — wozu wollte ich auch? Aber das Kloster möchte ich geborgen wissen. Man soll später nicht sagen können, die Aebtissin Anna habe das ihr anvertraute Gut nicht recht verwaltet. Früher hatte man aber grössere Einkünfte, da viele Frauen aus reichem Adel eintraten, die dem Kloster mit ihrem guten Namen noch viel Vermögen einbrachten. Das war dann Geld, das einen freuen konnte, nicht solches, um das man zuerst fast betteln und nachher tagtäglich danken muss. Heute aber kommen so selten Töchtern der Edlen ins Kloster — ein Zeichen, dass es am Ansehen des Hauses mangelt!»

Die Freifrau v. Lichtenstein erhob sich und schritt ein paar mal durch das Gemach. Dann blieb sie vor dem Fenster stehen und schaute nachdenklich in die dunkle Hofstatt hinaus. Die Aebtissin sass still im Stuhle und hatte die Hände tief in die weiten Aermel vergraben. Endlich hob sie die Augen und fragte: «Was sinnst du, Ursula?»

Die wandte sich langsam und sah die Schwester ernst an, Zögernd sprach sie: «Ich wollte dir eigentlich nichts davon sagen, sondern die Fügung Gottes abwarten — es betrifft Judith, unseres Bruders Kind.»

Die Aebtissin schaute fragend auf und Ursula fuhr fort: «Ich habe einen Plan mit dem Kinde, du wirst ihn billigen! Es war meine Idee, sie nach Velpach zu bringen und ich habe den Wunsch und die Hoffnung, dass sie für immer hier bleiben werde.»

Annan v. Randenburg fragte einfach: «Liebe Schwester, hast du Gründe für die Vermutung, Judith werde im Kloster bleiben?»

Ursula wich dem Blicke der Aebtissin aus und sagte: «Gründe, wie du meinst, vielleicht nicht,

denn ich weiss nicht, was das Mädchen im Sinne hat, — — aber wenn es mein und dein Wunsch ist, dass sie den Schleier nehme, so sehe ich darin den besten und schwerwiegendsten Grund, dem das Mädchen, das unter unserm Schutze steht, sich nicht widersetzen kann. Ich möchte dich nur darauf aufmerksam machen, mit deinem ganzen Einflusse dahin zu wirken, dass Judith von selbst auf den Gedanken kommt, hier zu bleiben, denn sie zwingen möchte ich auch nicht.»

Die Aebtissin liess die Schwester ruhig ausreden, dann aber sagte sie mit mühsam unterdrücktem Zorn: «Ursula, was sagst du da? Glaubst du etwa, ich wolle mein Werk besudeln, indem ich es mit unrechten Mitteln zum Ende führe?! Ein Verbrechen wäre es, meines Bruders Kind gewaltsam im Konvent zu behalten, wenn es keine Neigung zum Ordensstand hat — ein Verbrechen, wenn ich es überreden wollte, die Welt zu verlassen, um das Kloster in den Besitz seines Geldes zu bringen. Nein, Ursula, du hast dich in mir getäuscht. Noch nie habe ich mit solchen Waffen gekämpft, um den Bestand des Hauses und auch diesmal lasse ich den Dingen den Lauf, ohne im Geringsten die Vorsehung zu spielen. Ich bedaure, Ursula, dass du derartige Gedanken hast, denn ich muss daraus auch ersehen, wie wenig du deine Nichte lieb hast.»

Die Freifrau trug einen spöttischen Zug um den Mund, als sie erwiderte: «Ich danke dir für deine Erklärung, Anna, und für die gute Meinung, die du von mir hast! Du wirst aber doch zugeben müssen dass mein Plan gut war und dass seine Verwirklichung die einzige Rettung aus deiner misslichen Lage ist. Du kannst natürlich machen, wie es dir beliebt, es war noch nie meine Gewohnheit, mich in die Dinge meiner klösterlichen Frau Schwester einzumischen.»

Die Aebtissin unterbrach sie: «Ich finde doch, dass das Interesse an meinen Dingen dich zu weit geführt hat, denn auf Kosten meiner Nichte Judith darfst du mir nicht helfen wollen. Es kann sein, dass das Geld des Mädchens das Kloster zum Aufblühen bringen könnte, aber Gott bewahre mich davor, dein Mittel zu gebrauchen, ich liebe das Kind und mein gutes Gewissen zu sehr!»

Als Ursula sah, wie ernst es der Aebtissin mit ihrer Erklärung war, lenkte sie ein: «Wenn du etwa glaubst, ich liebe Judith nicht, so irrst du dich sehr Anna. Denn nur die Liebe zu ihr gab mir den Gedanken ein, sie dem Kloster anzuvertrauen. Was glaubst du, dass dem Mädchen draussen in der Welt Gutes werden könnte? Sie hat wohl viel Geld, ein festes Schloss — aber keinen Namen! Und Geld und Gut wiegen heute bei unsern jungen Edlen nichts, sie heiraten den Namen!»

«Aber», wandte die Aebtissin ein, «sie ist doch eine Randenburg, ich bitte dich Ursula, eine Randenburg, wie du und ich!»

«Ich war eine Randenburg, Anna, nun bin ich die Frein v. Lichtenstein!» Ursula sagte es mit Würde und man fühlte aus den Worten den ganzen Stolz der adeligen Welt dame.

Die Aebtissin lächelte: «Ja, meine verehrte Freifrau, so weit kann man es also bringen, wenn man in der Welt eine Randenburg war. Denk' an Judith, die im Kloster wie ich in alle Ewigkeit nur ihren alten Rang und Titel behalten würde!»

Ursula antwortete ärgerlich: «Wenn sie noch eine Randenburgerin wäre, eine vom alten guten Stamm — ja dann, aber so! Wer wollte als Edler ein Mädchen zum Altare führen, dessen Mutter früher die Kühe zur Weide trieb?»

«Du übertreibst, Ursula, denn du weisst so gut wie ich, dass Judiths Mutter als Kind schon auf der Randenburg war und dass sie von unsern Eltern standesgemäss erzogen wurde. Es war auch nicht allein unseres Bruders Schuld, dass er sich so unrettbar in sie verliebte — nein, man hätte das schöne Mädchen eben früher aus seiner Umgebung entfernen müssen. Aber was ist schliesslich daran, die beiden sind nun tot — —»

«Und das Mädchen ist da» unterbrach die Ursula, «und ist und bleibt das arme Opfer jener unseligen Ehe, belastet mit den Leidenschaften des Vaters und dem plebeyischen Blute der Mutter!»

«Wenn dem so wäre», erwiderte die Nonne «so ist es sicher doppelt am Platze, das Mädchen vom Eintritte ins Kloster abzuhalten, auch wenn es den Wunsch haben sollte, den Schleier zu nehmen, denn für's Kloster taugt nur die Auserlese, die Wenigen, die berufen und auserwählt sind!»

Durch die Gänge ertönte das Glockenzeichen. Die Aebtissin erhob sich und reichte der Schwester die Hand: «Komm, Ursula, sie läuten zum Nachtgebet, wir wollen ins Kirchlein hinüber gehen und unsere Sorgen dem anvertrauen, der uns davon befreien kann.»

Die zwei Schwestern gingen hinüber nach dem kleinen dämmerigen Gotteshause, das am Westflügel des Klosters angebaut war. Die Nonnen und Laienschwestern waren schon versammelt und erhoben sich lautlos, als durch den Gang die hohe Gestalt ihrer Aebtissin schritt.

Hinten im Schiff der Kirche kniete Ursula und das Beten und der Gesang der Vesper drang ihr in die tiefste Seele. Alles atmete da Ruhe und Friede — wie hätte sie also begreifen sollen, dass es für Juditha nicht gut war, wenn sie in diesem Frieden verblieb?

Freilich, dass sie bei diesem Gedanken immer auch an ihren eigenen Vorteil denken musste, ärgerte sie. Das passte nicht zusammen, wenn sie die Nichte ins Kloster schickte nur um sich die Randenburg und die Oberherrschaft über die Güter zu sichern. Die Aebtissin mochte das Geld und das Mädchen haben — sie hatte dann eine

Heimat und konnte sich den Anschein geben, als ob sie mit dem Namen Lichtenstein auch etwas Reichtum erheiratet hätte, was eben nicht zutraf — — —!

Drei Menschen schliefen diese Nacht nicht im Kloster zu Velpach. Die Aebtissin sass bis zum Morgengrauen über ihrer Schreibtischplatte und rechnete. Es gingen dieses Jahr wenig Zehnten ein und auch die Güter im Sassenloh, in Unwilen und das Dorf Hemmenhofen warfen nicht viel ab, da der Wein schlecht geraten war. Die braunen Augen der Nonne blickten ernst und einmal schoss ihr der Gedanke durch den Kopf: «Wenn Judiths Vermögen unser wäre!» Aber sofort schlug sie ihn aus und schämte sich seiner. Dann suchte sie betend ihr Lager auf und lag mit wachen Augen, bis die Glocke zur Morgenmesse rief.

Ueber ihr im Fremdenzimmer schritt Ursula auf der weissgescheuerten Diele auf und ab. Sie war unzufrieden mit dem Ergebnis ihrer Reise und bedauerte immer wieder, Judith hieher gebracht zu haben. Wenn sie doch nicht im Kloster blieb, dann wäre es besser gewesen, sie in die Gesellschaft einzuführen und möglichst bald zu verheiraten. Auf irgendeine Art wollte sie in das Schicksal der Nichte eingreifen. Dass sie nun aber hier war, unter dem Schutze der Aebtissin, das passte ihr nicht. Und wegnehmen konnte sie das Mädchen auch nicht ohne einen triftigen Grund. Wie sie auch sann und wie sie sich mühte, es wollte sich kein Ausweg finden lassen. Nicht einmal schlafen konnte sie! Es war sicher die Klosterluft, die ihr so schwer und bange machte! Nein, morgen wollte sie schon abreisen, nicht einen Tag länger hier bleiben, nachdem sie sich mit ihrer Schwester halb entzweit hatte. Im Zimmer nebenan glaubte sie zuweilen ein Stöhnen zu vernehmen — war es eine Schwester, die krank lag, oder Judith?

Ursula fühlte eine weiche Regung, da sie des mütterlichen Kindes gedachte. Aber sie durfte nicht nachgeben, sie wollte und konnte der Tochter jener «Bäuerin» nicht gut sein. —

Judith hatte ihr Lichtlein ausgelöscht und sich zu Bett gelegt. Sie betete das kindliche Nachtgebet, das sie zu Lenzfried immer gebetet. Dann versuchte sie zu schlafen. Aber der See rauschte und plätscherte an die Klostermauer, und Juditha war das so fremde, ungewöhnte Musik, dass sie mit offenen Augen hinhören musste. Sie hatte die schweren Vorhänge vom Fenster zurückgezogen und konnte vom Bett in die Nacht hinaus schauen. — Ueber dem See flackerten die Lichter in den wenigen Häusern und am Himmel leuchteten die Sterne gar freundlich. Eine friedliche Ruhe lag über der Welt und Judith sann darüber nach, wie es wohl draussen sein möge, in einer niederen Stube, wo ein Vater und eine Mutter mit Kindern drin waren!

Dass sie nie das Walten einer Mutter fühlte!

Juditha kam es auf einmal in den Sinn, dass sie noch nie in ihrem Leben zu jemandem «Mutter» habe sagen dürfen, dass sie nie mit ihrem Vater geplaudert hatte, wie es andere taten und dass sie noch gar nie ein Kind an der Hand geführt hatte. Eine tiefe Sehnsucht nach der Abgeschlossenheit einer Familie überkam sie und das Bewusstsein, dass sie ihr verwehrt war. Sie wusste gut, dass Tante Ursula in ihr die Nachfolgerin der Aebtissin sah und bis jetzt hatte sie sich mit dem Gedanken abgefunden, der Tante den Willen zu tun. Woher aber kam ihr nun auf einmal dieses Sehnen nach Heim und Familie, nachdem sie sich schon fast überwunden hatte?

Judith wusste sich keinen Rat, sie musste nur immer über den See blicken und an die stillen Stuben denken, die jene Lichtlein dort drüben erhellten. Auch später, als alles dunkel war und keines von den Lichtern mehr brannte, konnte das Mädchen keine Ruhe finden, sondern wühlte einmal den Kopf tief in die Kissen, dann wieder stand sie auf und trat ans Fenster. Diese nächtliche Stimmung auf Land und See war das Abbild ihres Daseins, von dessen Zukunft sie so gar nichts wusste.

Ein Nachen fuhr unten auf dem Wasser, der See aufwärts trieb. Die Ueberreste der alten Wasserburg ragten aus dem See und Judith war es, als schäue sie ein Märchen. Der Mond war hinter einer Wolke hervorgetreten und beleuchtete Kahn und Burg mit magischem Lichte. Bald aber war das Schiffelein verschwunden hinter den Mauern der Ruine und Judith war es, als habe es der Abgrund verschlungen. Sie tastete sich leise zu ihrem Lager zurück und erwartete mit bangem Herzen den Morgen. Ihre Gedanken waren bald bei dem nächtlichen Schiffe, bald bei dem Ungewissen, das ihr der neue Tag bringen würde.

— — — Die Morgenglocke rief die Klosterleute zusammen in die Kirche. Die Psalmen des Offiziums klangen eintönig durch die Hallen. Im hintersten Stuhle knieten die Freifrau Ursula und Judith. Ursula sah blass und übernächtigt aus und trug schon ihren Reisemantel und mochte die Zeit kaum erwarten, wo sie endlich das Kloster verlassen konnte.

Nach der Messe erwartete die Aebtissin ihre Schwester und Judith im kleinen Klosterhof, der vor dem Kirchlein lag. Erstaunt sah sie ihre Schwester an und fragte: «Was sehe ich, Ursula, du trägst schon die Reisekleider — du wirst doch nicht schon gehen wollen?»

«Warum sollte ich nicht, Anna» entgegnete Ursula, «ich habe meine Aufgabe erfüllt und wüsste nicht, wozu ich noch bleiben sollte! Ich wäre dir sehr dankbar, wenn du mir so bald als möglich den Wagen bereithalten würdest, ich will gehen!»

Die Aebtissin bemerkte wohl die Verstimmung, die aus den Worten tönte und nur des Mädchens

willen sagte sie: «Wie du willst, Ursula, aber du weisst, dass dir das Kloster Gastfreundschaft gewährt, so lange du willst!» Dann winkte sie die Pförtnerin zu sich und trug ihr auf, dem Knecht Huber zu melden, so bald als möglich den Wagen zu richten, er müsse heute nach Schleithelm fahren!

Darauf gingen die Drei in das Zimmer der Aebtissin und Judith wunderte sich, wie unwichtige Dinge die Tanten besprachen, nachdem sie nach dreijähriger Trennung nur für kurze Zeit beisammen waren. Sie fühlte, wie zwischen ihnen eine Spannung lag, die sie durch gleichgültige Redensarten zu verdecken suchten.

Nach einer Stunde meldete die Pförtnerin, dass der Wagen bereit sei. Ursula atmete auf und nahm anscheinend herzlichen Abschied von der Aebtissin. Judith aber fröstelte unter der Umarmung der Tante, und als diese gar noch mit dem Taschentüchlein über die Augen fuhr, da schloss sich Judiths Herz noch mehr zu vor der unwahren Tante Ursula. — —

Während der Wagen wieder aus dem Hofe nach der fernen Randenburg fuhr, unterhielten sich die Aebtissin und Judith damit, sich das Kloster anzusehen. Judith war erstaunt, dass das Kloster keine Schätze besass — Lenzfried war reich gewesen und hatte seine Besitztümer in einer Schatzkammer aufbewahrt. Nur das kleine Kirchlein mit dem Flügelaltare stellte einen gewissen Wert dar, allein Judith gefiel die Darstellung der Kreuzigungsgruppe nicht und so kam sie ziemlich kleinlaut in ihr Zimmer zurück.

Sie hätte sich so gerne mit der Aebtissin über das Kloster oder irgend etwas besprochen. Aber diese hatte einen Boten vom Kloster St. Gallen empfangen müssen und deshalb das Mädchen entlassen. Noch war Judith der Tante völlig fremd geblieben und ihr schien doch, als wenn sie zugänglicher wäre als Tante Ursula.

Ein schüchternes Klopfen an der Tür bat um Einlass, und auf Judiths zustimmenden Ruf erschien ein Mädchen, das auf einem Tablett die einfache Mahlzeit brachte. Judith speiste sonst mit der Aebtissin, aber nun liess sie sich entschuldigen, sie hätte Gäste, die sie allein bewirten müsse.

Judith hörte nur halb auf die Rede, sondern staunte nur mit grossen Augen auf das Mädchen. Eine zartere, lieblichere Erscheinung war ihr noch nie begegnet. Blond und lang fiel das reiche Haar über die Schultern und umrahmte in zierlichen Locken ein feines Gesicht, aus dem zwei blaue Augen ernst und fragend blickten.

«Wer bist du», fragte Judith.

Das Mädchen antwortete leise: «Die Adelheid, des Klosters Leibeigene».

«Leibeigene», staunte Judith, «ich glaubte, man hätte hiezulande keine Leibeigenen mehr».

«Oh doch», erwiderte Adelheid, «Wir sind hier

im Kloster vier Leibeigene, die alte Anne von Hemmenhofen, das Geschenk der Herren von Klingingen, die Knechte Huber und Bürge, die der Herr v. Liebenfels dem Kloster überliess und ich!»

Eine unendliche Traurigkeit lag in des Mädchens Worten und rührte Judith so sehr, dass sie zu ihm hinging und den Arm um seine Schultern legte und sagte: «Tut das so weh, Leibeigene zu sein unter der Herrschaft der Frauen von Vel-pach?»

Das Mädchen wehrte ab: «Nein, das will ich nicht sagen, dass unter der Aebtissin Anna nicht gut dienen sei, aber Fräulein, Ihr wisst nicht, wie das ist, wenn andere das Recht über einen haben, wie über eine Ware, die sie verkaufen und verschenken können!»

Glührot war das weisse Gesichtchen geworden vor Erregung und nun standen gar zwei grosse Tränen in den Blauaugen. Rasch trocknete sie Adelheid weg und bat: «Verzeiht, Fräulein, dass ich mich gehen liess, es ist halt nun so und helfen könnt Ihr mir doch nicht.»

«Adelheid», tröstete Judith, «wenn ich könnte, würde ich dir helfen, sag mir nur immer alles, was dich drückt, es trägt sich dann leichter zu zweien.»

So hatte noch niemand zu Adelheid gesprochen. Sie wurde ganz warm unter diesen Worten und legte vertrauend ihre Hand in die Judiths: «Ich danke euch Fräulein, und wenn ihr erlaubt, so komme ich gern abends, nur damit ich nicht so allein bin, wenn's dunkelt.»

Darauf huschte sie davon und Judith sann über dieses Mädchens Schicksal nach. Also wieder eine, die allein war auf der Welt, die sich Abends nach einem Menschen sehnte! Und dazu eine Leibeigene! Was würde Tante Ursula sagen, wenn sie wüsste, dass sie soeben mit einer solchen in eine Art Freundschaft getreten war? Aber war es nicht, als ob ihr Gott selbst das Mädchen gesandt habe, damit sie sich seiner annehme?

Am Abend, als Juditha nach dem Nachtessen, das sie mit der Aebtissin eingenommen hatte, in ihrem Zimmer war, wartete sie ungeduldig, ob Adelheid wohl kommen würde. Noch hatte sie zur Tante nichts von dem Mädchen gesagt, auch war das Essen so einsilbig verlaufen, dass sie kaum ein paar Worte gesprochen hatten. Eine jede von ihnen erwartete wohl, die andere möchte den Anfang machen. Aber so sehr sich Judith zu der hohen Frau hingezogen fühlte, so empfand sie doch eine eigentümliche Scheu vor ihr und konnte den Ton nicht finden, der ein vertrauliches Gespräch anstimmen sollte.

Wieder leises Pochen an der Türe und das scheue Fragen: «Darf ich?» Judith ging selbst zu öffnen und führte das blonde Kind zum Fensterplatz, wo in der tiefen Nische zwei Stühle bereit standen.

Adelheid atmete tief auf, als sie Juditha gegenüber sass. Auf deren Frage begann sie auch sogleich zu erzählen, und man merkte, wie sie sich gewohnt war, zu gehorchen, ohne sich zu besinnen.

«Ich weiss nicht, wo meine Wiege stand, ich weiss nicht einmal, wer meine Eltern waren. Ich erinnere mich nur, dass ich noch klein war, als ich eines Tages auf das Schloss Klingen kam, das unweit von hier am Berge steht. Es gehört den Herren v. Klingen, deren Grossvater das Kloster Velpach stiftete. Damals lebte noch die Mutter der jetzigen Herren und sie war gut zu mir. Sie unterrichtete mich in vielen Dingen, die mir wohl gefielen, aber bis jetzt wenig nützten. Ich lernte schreiben und sticken und ich erinnere mich so gut der Abende, wo ich am Kaminfeuer sass und mit dem Herrn Ulrich die Schriften Homers las und Frau Beata — — —»

«Wer ist Herr Ulrich?» fragte Judith dazwischen.

«Einer der Brüder von Klingen, der jetzigen Edlen von Klingenberg, wie sie das Schloss nennen.»

Adelheid hatte es mit abgewandtem Gesicht gesagt und doch sah Judith, wie brennende Röthe die Wangen des Mädchens färbte. Sie frug daher nicht weiter und nach einer Weile fuhr Adelheid fort:

«Es wäre sicher besser gewesen, wenn man mich auf Klingenberg nicht an solche Sachen gewöhnt hätte. Ich hätte arbeiten sollen, damit ich es später gekonnt hätte. O, ich weiss noch, wie mir war an jenem Tage, wo Frau Beate v. Klingen von meiner Zukunft sprach. «Wenn ich nicht mehr bin» sagte sie «dann wirst du halt etwas anfangen müssen, damit dich meine Söhne behalten können, denn ohne Arbeit taugt man nichts!»

Da sagte ich ihr, dass ich das Schloss verlassen werde, wenn sie einmal fort sei. Aber da kam aus ihrem Munde das Wort, das mich für alle Zeiten so unglücklich machte: «Adelheid, du bist eine Leibeigene!»

Ich bin damals 16 Jahre alt gewesen und wusste, was das bedeutete. Aus dem Gemache bin ich gesprungen, ohne mich umzusehen und habe in meinem Zimmer geweint und keinen Rat gewusst. Und als nach ein paar Tagen die alte Frau am Schlagflusse starb, da hatte ich niemand mehr, aber ich hasste sie noch im Tode, die mir das Leben so zerstört hatte!»

Adelheid hielt inne und Judith fragte bewegt: «Was hattest du denn für Pläne mit deinem Leben Adelheid, was hättest du tun wollen, wenn du keine — wenn du eine Freie gewesen wärest?»

Das Mädchen schaute in die Nacht hinaus und sann. Aber zuletzt sagte sie doch nur: «Ich weiss es nicht, und nun ist doch alles gleich!»

Judith wusste nun, dass Adelheid einen gros-

sen Kummer hatte, den sie ihr nicht verraten würde.

Ganz von selbst begann dann Adelheid wieder, indem sie die blonden Locken aus der Stirne strich: «Sie haben mich nicht mehr lange auf dem Schloss behalten nach dem Tode der alten Frau. Herr Ulrich vielleicht hätte meiner bedurft, etwa zum Schreiben oder zum Vorlesen, aber Herr Walter, sein Bruder schenkte mich weg an das Kloster Velpach, wo ich nun schon zwei Jahr lang bin — — — das ist nun meine Lebensgeschichte, die ihr zu erfahren gewünscht habt, Fräulein, und ich denke, dass sie nicht viel anders wird bis zu meinem Tode, denn das Kloster wird mich nun doch wohl behalten.»

Judith gewährte den schmerzlichen Zug um den kleinen Mund und hörte den bitteren Ton, der in den Worten lag. Sie wollte das Mädchen veranlassen, von etwas anderem zu sprechen und begann vom Leben im Kloster zu erzählen. Ob es ihr auch so gut gefalle am See, fragte sie Adelheid. Da antwortete diese verträumt, ja, es gefällt mir gut hier und wenn ich könnte, so würde ich wohl für immer hier bleiben — wisst, als Nonne!»

Judith schaute sie gross an: «Was, als Schwester möchtest du bleiben, dann könnten wir zusammensein, denn ich werde vielleicht auch Klosterfrau!»

«Aber Ihr werdet Aebtissin», versetzte Adelheid rasch, «und ich — nein, mich nimmt man nicht einmal als Laienschwester auf!»

«Wer sagt, dass ich Aebtissin werde?»

«Ich hab es sagen hören im Kloster und auch der Huber hats gesagt, der Euch in Schleithelm abgeholt hat!»

«Das ist nicht wahr, Adelheid, dass ich Aebtissin werde, denn ich muss mich erst noch besinnen, ob ich überhaupt ins Kloster gehen will!»

Adelheid blickte erstaunt auf und sagte: «Dann ist es für mich schon ganz unmöglich, eintreten zu können, denn Ihr hättet mich vielleicht aufgenommen, wenn Ihr als Aebtissin hier regiert haben würdet!»

«Lassen wir das», sprach Judith, «du bist noch jung und es kann doch sein, dass sich deine Zukunft noch zum Guten wenden wird. — Und nun geh hinunter, und schau, dass du ins Bett kommst, es ist schon spät!»

Als das Mädchen gegangen war, stand Judith noch lange am Fenster und dachte über das Gehörte nach. Also man betrachtete es im Kloster als eine abgemachte Sache, dass sie den Schleier der Zisterzienserinnen nehmen und Aebtissin werden würde. Und wenn sie selbst bis jetzt auch daran als an eine Tatsache dachte — nun war es vorbei, nein, sie wollte nicht! Es gab doch noch andere Möglichkeiten, sich ein Dasein zu sichern. Und wenn auch Tante Ursula zehnmal behauptete, sie könne nie standesgemäss heiraten, so war immer noch ein Weg offen, — sie konnte

ledig bleiben, oder dann irgendwo abseits ein stilles Glück finden. Ihre Augen suchten wieder das kleine Lichtlein drüben am andern Ufer und wieder malte sie sich das traute Bild aus, das es beschien: Ein Stübchen, am Tische Vater und Mutter und in der Wiege das schlafende Kind
— — — — — !

Judith riss sich aus ihren Träumereien und ging zu Bett. Vom Chor herauf drang das Beten der Nonnen zu ihr und der See plätscherte wieder sein Lied das dem Mädchen so ganz anders ertönte als das vertraute Beten. Oh, es würde noch ein hartes Ringen werden zwischen der Ruhe, die das Kloster versprach und den Freuden und dem Glücke, die draussen im Leben warteten. — Judith wusste es.

Lange Zeit verstrich ehe Judith und die Aebtissin so weit waren, dass sie offen miteinander von Dingen sprachen, die sie einander innerlich näher brachten. Judith hatte seit der Unterredung mit Adelheid stets einen Verdacht gehegt gegen die Aebtissin, als wenn auch diese die Absicht hätte, sie ins Kloster zu stecken. Aber wie sie nun im vertrauten Gespräche mit der Tante war, da wusste sie, dass diese hohe, edel gesinnte Frau keine solchen Pläne haben konnte. Im Gegenteile, als Judith einmal vorsichtig auf die Zukunft anspielte, da sprach die Tante fast hart: «Judith, wähle, was dir am besten scheint, was du für den Willen Gottes ansiehst. Man kann da nicht raten, durch dieses dunkle Tor der Berufswahl muss jedes allein.»

Da hatte das Mädchen geschwiegen und von da an mit Ehrfurcht zur Aebtissin aufgeschaut, die so anders war, als Tante Ursula.

Zwischen den beiden Schwestern hatte jeder Verkehr aufgehört. Die Freiin v. Lichtenstein erwartete, die Aebtissin werde ihr Bericht geben über der Nichte Befinden. Aber diese dachte, sie sei der Schwester, die das Mädchen so gerne los geworden, keine Rechenschaft schuldig.

So verging der rauhe Winter, ohne dass sich etwas von Bedeutung ereignet hätte. Das Kloster wehrte sich tapfer, seinen Besitz zu mehren, aber es schien, als ob alle Anstrengungen umsonst seien. Wenn auch einige Vergabungen eingingen, so entstand auf den entlegenen Höfen durch die grosse Kälte schwerer Schaden. Auch drückte der viele Schnee in den Waldungen die schönsten Bäume nieder und die Aebtissin sah sich am Ende dieses Jahres kaum besser gestellt als am Anfang. Trotzdem sprach sie in ihrer Rede, mit der sie das neue Jahr einleitete, vom grossen Gotvertrauen, das sie alle haben sollten, und bat auch den Beichtiger, in seinen Predigten die Klosterleute aufzumuntern.

Judith merkte bald, dass die Armut des Klosters die einzige grosse Sorge war, die die Nonnen von Velpach hatten, sonst herrschte ein guter Geist in den Mauern und was ihr immer

wieder so gut gefiel, das war die Gastfreundschaft, die das Kloster jedem gewährte, der auf Reisen war und ein Obdach suchte. Schon oft diesen Winter war es vorgekommen, dass reisende Kaufleute oder Bettler im Hause nächtigten und am andern Tage weiterzogen.

Einmal waren auch die Herren v. Klingen zum Essen erschienen, das ihnen die Aebtissin als Dank für ein neuerdings geschenktes Stück Land servierte. Judith musste am Tische neben den Gästen Platz nehmen. Sie tat es mit gleichmütigem Anstande und die Unterhaltung war bald eine angeregte. Der jüngere der beiden Edlen, Herr Ulrich war ein frohmütiger Mensch mit intelligentem Gesicht und freiem Benehmen. Er war sichtlich erfreut, in Judith eine so angenehme Gesellschafterin zu finden. Walther v. Klingen, der ältere, schaute unter buschigen Brauen fast feindselig in die Welt und Judith staunte über den grossen Unterschied zwischen den beiden Brüdern.

Als Adelheid die Suppe auftrug, fiel es Judith auf, wie sehr sich das Mädchen in den letzten Wochen verändert hatte. Sie war in letzter Zeit so wenig bei ihr gewesen und auch wenn sie kam, war sie immer verschlossen und von der anfänglichen Vertrautheit war kaum mehr etwas zu bemerken. Wie sie nun in den Saal trat, schlug sie beim Anblick der Gäste die Augen nieder, hob sie dann errötend und blickte fast erschreckt auf Ulrich von Klingen, der sich mit Judith unterhielt. Die Aebtissin sprach eifrig mit Walther und so entging ihr das seltsame Gebahren ihrer Dienerin. Nur Judith bemerkte das Erschrecken und das Zittern des Mädchens und nahm sich vor, Adelheid nach dem Grunde zu fragen.

Judith dachte nach dem Essen, dass es angenehm wäre, immer solche Gesellschaft zu haben. Ulrich von Klingen war der erste junge Mann mit dem sie sich unterhalten hatte, und wenn sie bisher immer mit einer klösterlichen Scheu an die Männer gedacht hatte, so kam ihr das nun lächerlich vor. Denn Judith v. Randenburg konnte sich nicht denken, dass ein Mensch, der so offen und ehrlich sprach, schlecht sein konnte. Ja, vor Herr Walther hätte sie Angst gehabt, der sah nicht aus, als ob er gut sei. Er hatte auch kaum mit ihr gesprochen und mit der Aebtissin nur von geschäftlichen Angelegenheiten.

Während Judith ihr erstes Urteil über die Männer fällte, ritten Walther und Ulrich ihrem Schlosse zu. Zuerst schwiegen beide, dann begann Ulrich: «Was die Aebtissin da für eine reizende kleine Verwandte hat, ich wusste gar nicht, dass Germanus v. Randenburg eine Tochter hinterliess, als er starb!»

Forschend sah Walter in des Jüngern Gesicht. Dann sprach er: «Du scheinst ja schon gut Freund zu sein mit dieser zukünftigen Nonne v. Velpach!»

«Was, Nonne?» frug Ulrich dagegen.

«Ja, das ist doch abgemacht, dass diese Judith, des Germanus Tochter, ins Kloster tritt — wozu wäre sie sonst nach Velpach gekommen? Es wird auch das Beste sein für sie, wenn man weiss, dass ihre Mutter — — — na ja, mir kann's ja gleich sein und dir auch!»

«Was ist mit ihrer Mutter?» forschte Ulrich.

«Sie war eine Bürgerliche — und nun lass mich in Ruhe».

Lange sann an diesem Abend Ulrich von Klingen über die Begegnung mit Judith nach. Ihm schien, noch nie ein so unverdorbenes aufrichtiges Mädchen gesehen zu haben wie dieses. Aber sie ging ins Kloster — darum war sie in Velpach. Warum musste sie nach Velpach gehen? Einzig deshalb, weil die Mutter keine Adelige gewesen? Bei aller Anhänglichkeit an seinen Namen und das Erbe der Väter schien es ihm, er könnte eher dieses Mädchen als Frau heimführen, als eine Adelige, die nicht so war, wie Judith. — «Tor», schalt er sich dann selber, «was lässt du da deine Gedanken zur Randenburgerin spazieren, die hinter den dicken Klostermauern von Velpach sitzt und vielleicht selbst schon vom Regentenstab der Aebtissin träumt? Walther hat recht, sie geht so am Besten in Ehren von der Welt! Und doch — wenn ich wüsste, dass sie anders denkt, dass sie in der Welt bleiben möchte — dann, ich glaube, ich würde Adel und Reichtum ihr zu Füssen legen und sie als Herrin in die feste Burg führen!

Darüber schlief Ulrich von Klingen ein und erst am Morgen kam ihm in den Sinn, dass Walther wohl nie und nimmer einverstanden sein würde, wenn er diese Judith freien wollte. Aber er nahm sich doch vor, des öftern nach Velpach zu gehen und Judith zu sprechen. Wenn nächstens Walther wieder auf Reisen ging, dann hatte er niemandem Rechenschaft abzulegen über sein Handeln und in Velpach liess man ihn ein, wann es ihm beliebte. — — —

Am Tage nach dem Besuche der Herren von Klingen liess Judith Adelheid auf ihr Zimmer kommen. Sie sah, wie sie beim Eintritte errötete und nur ungern zu kommen schien. Judith begann von gleichgültigen Dingen zu sprechen, aber Adelheid antwortete einsilbig und schien verstimmt. Da fragte Judith ohne Umschweife «Adelheid, du hast mir damals, als ich im Herbst nach Velpach kam alles anvertraut und den Wunsch geäussert, ins Kloster gehen zu können. Warum hast du nie mehr davon gesprochen und weshalb fliehst du mich? Habe ich dir weh getan?»

Wie mit Blut übergossen stand das blonde Kind und schien einen Augenblick zu überlegen. Dann hob es die Augen und sprach: «Ich will nicht ins Kloster gehen, ich habe mich anders besonnen».

Judith sah fragend auf das Mädchen. Da plötz-

lich brach alles verhaltene Weh aus dem gequälten Herzen und laut schluchzte Adelheid auf: «Ich kann doch nicht ins Kloster gehen, wenn ich ihn lieb habe — man darf das nicht tun! O wenn ihr wüsstet, Judith, wie das ist, wenn man jemanden so liebt und weiss, dass es nie, nie möglich ist, dem Geliebten etwas anderes zu sein, als vielleicht seine Leibeigene! Helft mir Judith, ihr seid gut — sagt mir, was ich tun muss!»

Judith erschrak über des Mädchens haltloses Weinen und eilte zu ihm hin: «Adelheid, was sagst du da — du bist ja noch ein Kind, das wird vorübergehen!»

«Nein, das geht nicht vorüber, Fräulein, und ein Kind bin ich nicht mehr, seit dem Tage nicht mehr, wo mir Beata von Klingen sagte, ich sei eine Leibeigene. Damals bin ich um Jahre älter geworden — — und geliebt habe ich ihn dort schon!»

«Ist es Ulrich von Klingen?»

«Ja,» nickte Adelheid und im Tone der Antwort lag die Verzweiflung und die Hoffnungslosigkeit.

«Weiss er's?» forschte Judith weiter, aber Adelheid wehrte ab: «Nein, niemand weiss es, er vielleicht am wenigsten und niemand ausser euch darf es erfahren. Es nützt ja doch alles nichts, wenn er wüsste, er würde über mich lachen. Nur ihr, Judith könntet mir helfen, von hier fortzukommen, damit ich ihn nicht mehr sehe.»

Judith versprach, alles zu tun, um die Tante zu bewegen, sie irgendwo anders unterzubringen und die beiden Mädchen gingen mit schweren Herzen auseinander.

An diesem Abend war Judith wieder um eine Erfahrung reicher. Bisher hatte sie die Liebe nur aus Büchern gekannt, nun war sie ihr begegnet bei der armen Adelheid, die hier im stillen Kloster einen Mann liebte, von dem sie durch alle möglichen Hindernisse zeitlebens geschieden war. Also das war die Liebe, die aus einem blühenden Menschenkinde ein unglückliches Wesen machte! Judith schauderte! Nein, wenn das Leben so war, dann wäre es wahrhaftig nicht schade, wenn man ihm hinter dicke Mauern entflohe. Dorthin folgte die Liebe — — doch halt, war sie nicht schon gekommen, die Liebe, trotz der Mauern? Adelheid hatte sich davor nicht retten können, trotzdem sie hier ein fast klösterliches Leben führte und sie — — Judith? Hatte nicht auch sie die Sehnsucht verspürt nach häuslichem Glück, hatte sie nicht länger als notwendig an Ulrich von Klingen gedacht und dabei etwas empfunden, das ihr bis dahin fremd gewesen? Irgendwie hing es mit dem Sehnen nach der stillen Stube zusammen, ganz sicher!

O, das Leben war wirklich nicht so einfach! Aber Judith nahm sich vor, es fest anzufassen und zu meistern. — Schon nach ein paar Tagen

hatte die Aebtissin den Bitten Judiths nachgegeben und Adelheid dem Abt von St. Gallen zugeschiedt. Er würde schon ein passendes Plätzchen für das Mädchen finden, Judith hatte zur Erreichung ihres Zieles allerdings das Geheimnis Adelheids aufdecken müssen. Die Aebtissin fand es daher für ratsam, das Mädchen zu entfernen. Aber ein tiefes Mitleid überkam sie, als eines Morgens ein Wagen die Aermste entführte. Was wohl noch alles über das mutter- und heimatlose Ding kommen würde?

Als am selben Tage Ulrich v. Klingen auf seinem weissen Hengst vors Klosters Tor geritten kam, war Judith eben im Garten. Im Rasen blühten die ersten Veilchen und ein paar Massliebchen. Ulrich von Klingen grüßte höflich und Judith erhob sich, mit einem kleinen Strausse der zierlichen Erstlingsblumen in der Hand.

«Das ist ja ein schöner Empfang, so etwas ist mir hier im Kloster noch nicht vorgekommen, Fräulein! Darf ich fragen, ob Sie mir diese Blumen als Angebinde übergeben wollen?» Ulrich fragte es heiter und beobachtete scharf, was für eine Wirkung dieser Ton auf Judith ausüben werde. Aber das Fräulein lächelte unbefangen und wieder freute sich der junge Mann über das ungezwungene Verhalten Judiths.

Sie reichte ihm ohne Umstände die Veilchen hinauf und er beugte sich vom Ross herab, ihr die Hand zu küssen. Da flog aber doch ein leichtes Erröten über ihr Gesicht und sie war froh, dass soeben Huber, der Knecht kam, um des Ritters Schimmel in den Stall zu führen. Judith geleitete den Gast zur Aebtissin und ging dann wieder in den Garten.

Anna von Randenburg hatte von ihrem Fenster aus die Szene im Garten verfolgt und lächelte nun, als der junge von Klingen bei ihr eintrat, das kleine Sträusschen unbewusst in der Hand tragend. «Sie bringen mir da den Frühling mit,» sagte sie wohlgelaunt.

«Nein, Frau Aebtissin, den Frühling habe ich draussen gelassen. Alle Wetter, was haben Sie da für ein Kleinod von Nichte — sie ist doch fast zu schade für das Kloster!»

Die Aebtissin schaute ihn ernst an und sagte: «Es ist nie etwas schade für den Klosterberuf, Herr von Klingen, ich sage aber für den Beruf — denn Judith, glaube ich, taugt nicht fürs Kloster, sie hat den Beruf nicht!»

Sie bemerkte das frohe Erstaunen, das über Ulrichs Gesicht ging und fügte hinzu: «Vielleicht wäre es ja für das Mädchen besser, wenn es hier bleiben könnte, denn draussen unzufrieden oder unglücklich sein ist schlimm, — hier haben wir doch den Frieden mit Gott!»

«Und wer sagt, dass Juditha v. Randenburg nicht auch draussen glücklich und zufrieden sein könnte?»

«Ich behaupte das nicht, aber es wäre wohl möglich, dass ihr die Welt die Herkunft ihrer

Mutter als Mangel an Adel und Rang vorhalten würde und so etwas könnte ihrem Glücke hindernd sein!»

Durch das Klopfen an der Türe wurde das Gespräch unterbrochen und als die Aebtissin für einige Zeit um Entschuldigung bat, schlenderte Ulrich wieder durch den Garten. Bald entdeckte er Judith, wie sie am Seewege Unkraut jätete. Erstaunt fragte er, warum sie diese Arbeit tue.

Judith fuhr in der Arbeit fort und sagte: «Ja, wissen Sie, das war immer Adelheids Arbeit und da noch niemand für, sie da ist, reisse ich die paar Gräser aus!»

Ulrich fragte leichthin nach dem Verbleiben des Mädchens und als er erfuhr, sie sei in St. Gallen, sagte er: «Die Aebtissin wird wissen, was für das Mädchen gut ist, mir kam auch vor, sie sei hier nicht besonders glücklich gewesen.»

Judith merkte, dass Ulrich von Klingen am Liebesleide Adelheids unschuldig war und plauderte bald über die ersten Blumen, bald von der schönen Gegend. Und als Ulrich fragte: «Ja, gefällt Ihnen denn unser Land so gut?» Da sprach Judith mit tiefer Ueberzeugung: «Aber sicher, ich bin noch nirgends so gern gewesen wie hier, hier möchte ich bleiben!»

«Hier im Kloster?»

«O, nein, im Kloster möchte ich nicht bleiben, aber sonst am Bodensee — — —!»

Ulrich von Klingen ritt an jenem Abend auf weitem Umweg nach Klingenberg. Er musste immer an Judiths Worte denken, die ihm so klar sagten, dass sie nicht Nonne zu werden wünsche. Und am See wollte sie bleiben! Und war ein so feines, schönes Fräulein, das mit klaren, grossen Augen in die Welt schaute. Ja, wenn er diese gewinnen, dem Bruder bei seiner Heimkehr eine Frau vorstellen und sagen könnte. «Schau, so hab' ich meine Zeit angewandt, damit das Erbe meiner Väter, das nicht dem Erstgeborenen, sondern dem ersten Stammhalter der kommenden Generation gehört, mein werde!» Wie würde Walther Augen machen, wenn er sehen müsste, wie er, sein jüngerer Bruder als Herr auf Klingenberg einzog.

Gewiss, er sah ein, dass es nicht edel war, so zu handeln an seinem Bruder. Aber der Vater hatte damals, als er das Testament in diesem Sinne schrieb, sicher auch daran gedacht, wie seltsam der Aeltere sei und wohl kaum gewillt, das alte Reis auf Klingenberg neu aufleben zu lassen. Und das letzte Wort der sterbenden Mutter war für ihn gewesen: «Ulrich, dass du mir die Burg Klingen nicht in fremde Hände kommen lässt!» Was hätte das anders heissen sollen, als er möge heiraten, um dem Erbe einen Nachkommen zu sichern — ?

Judith genoss in vollen Zügen die Schönheit des Sees und der umliegenden Ortschaften, die im Schmucke der blütenreichen Jahreszeit doppelt reizend war. Täglich kam sie zur Aebtissin,

um ihr zu erzählen, wie schön das Land sei. Ihre Wangen röteten sich und die Lebenslust sprühte aus ihren Augen.

Es fiel der Aebtissin auf, wie sehr sich Judith in dem halben Jahre das sie hier verlebt hatte, verändert habe. In diesen Tagen schrieb sie einen Brief an ihre Schwester, die Freifrau von Lichtenstein, in dem sie ihr erzählte, wie wohl sich das Mädchen befinde: «Du glaubst gar nicht, wie sehr sich Judith entwickelt hat, wenn du es erlaubst, so werde ich sie hier behalten. — Und nun muss ich auch noch einmal auf unsere Unterredung zu sprechen kommen, wegen der wir uns im Herbst entzweit haben. Wenn Judith aus freiem Willen ins Kloster hätte eintreten wollen, so würde ich sie mit Freuden aufgenommen haben, denn wir hätten mit ihr einen grossen Schatz an Tugend und Frömmigkeit erhalten, abgesehen von der willkommenen Nachhilfe, die ihr Vermögen für unsere immer spärliche Wirtschaft bedeutet hätte. Aber lassen wir das ruhen, der liebe Gott wird auch so weiter sorgen. Denn, Geliebte, unsere Nichte hat nicht die Absicht, den Schleier zu nehmen, vielmehr glaube ich an eine ganz andere Lösung ihrer Zukunftsfrage.

Die Aebtissin schloss ihren Brief mit der damals üblichen langen Formel von Versicherungen der Hochschätzung und Liebe und sandte ihn durch einen Boten nach der Randenburg zu Schleithelm. Sie lächelte, wenn sie daran dachte, wie die Schwester wohl die angedeutete Neuigkeit aufnehmen würde. Und wenn sie gar wüsste, dass Judith Aussicht habe, als Herrin auf das feste Schloss Klingenberg zu kommen! Das war den Tausch an die Randenburg wert. Freilich, wenn es dazu kam, so musste Ursula das Vermögen Judiths auszahlen, unter Umständen sogar die Randenburg verlassen, da dieselbe wohl in andere Hände überging. Das war wohl eine bittere Pille für die herrschsüchtige Ursula aber vielleicht eine heilsame.

Mit Judith sprach die Aebtissin nicht über die Angelegenheit. Sie empfand immer eine heilige Scheu, sich in die keimende Liebe zweier Menschen zu mischen. Sie nahm sich nur vor, über die beiden zu wachen, als ob sie ihre Mutter wäre. — — —

An dem Tage, wo Ursula v. Lichtenstein mit finstern Augen das Schreiben aus Velpach las, sass Ulrich v. Klingen vor der Aebtissin und gestand ihr, dass er Judith liebe, seit dem Augenblicke, wo er sie zum erstenmal gesehen. Die Nonne tat, als wenn sie von alledem nichts wüsste und hob verwundert die braunen Augen: «Wo denken Sie hin, Ritter, sich eine Frau aus dem Kloster zu holen, wo die Fräulein auf den Burgen am See auf Sie warten! Nein, ich glaube, Sie sind ein wenig irre gegangen!»

«Frau Aebtissin, Sie beleidigen Ihre Nichte

und sich selbst — ist denn Judith nicht von dem edlen Stamm der Randenburger — — — —»

«Ein wildes Schoss, sozusagen!» unterbrach ihn die Aebtissin lachend.

«Und wenn sie die Magd wäre, oder die Kuhhirtin oder die Leibeigene — ich würde sie dennoch freien und mich glücklich schätzen, sie um mich zu haben», rief Ulrich begeistert und die Aebtissin schaute wohlwollend in des jungen Mannes energisches Gesicht. Dann sagte sie mit tiefem Ernst: «Ich begreife, dass Sie Judith lieben können — — nein, ich würde es nicht begreifen, wenn jemand, der sie kennt, sie nicht lieben müsste. Ich weiss nur nicht, wie sie sich ihre Zukunft ausdenkt, ob sie wieder fortgehen, oder ihr Erbe, die Randenburg antreten möchte, sobald sie grossjährig ist. Sie müssen bedenken, dass sie ein elternloses Kind ist, das eigentlich noch nie an einem Ort recht daheim war und ich möchte sie nicht beeinflussen!»

«Dann darf ich sie vielleicht selber fragen, was sie zu tun beabsichtigt, Frau Aebtissin?» fragte Ulrich und die nickte verständnisinnig. — Durch eine Schwester liess sie Judith rufen und als sie bald darauf erschien, zog sich die ehrwürdige Mutter leise zurück — — — — !

In tiefer Seligkeit barg Judith ihr Haupt an der Brust Ulrichs, als die Aebtissin nach einer Stunde wieder auf ihr Zimmer kam. Sie erröte über und über, als sie die Tante eintreten sah, riss sich los und stand verlegen da: «Tante, Herr Ulrich hat mich gefragt, ob ich für immer zu ihm kommen wolle, um eine Heimat zu haben — und da hab ich halt ja gesagt!»

Die Aebtissin nahm die Hand Judiths und führte sie zu Ulrich, der glückstrahlend am Fenster stand. Bewegten Herzens legte sie der Beiden Hände ineinander und sprach leise vor sich hin den Segen der Klosterleute von Velpach! —

Während aber im stillen Kloster am See zwei Herzen eine schöne Zukunft planten, sannnen zwei andere an ihrem Verderben.

Ursula von Lichtenstein hatte dem Boten der Aebtissin gleich einen Brief mitgegeben, in welchem sie dieselbe dringend bat, ihr mitzuteilen, welcher Art die Versorgungsaussichten Judiths seien. Sie verfehlte nicht, einen geharnischten Nachsatz hinzuzufügen: «Falls diese Dinge, von denen man mir füglich hätte ausführlicher berichten dürfen, nicht meinen Beifall finden, so werde ich in meiner Eigenschaft als mütterliche Beschützerin des Mädchens dagegen protestieren!»

Sie wusste, es konnte sich nur um eine Heirat handeln und eine Heirat gefährdete ihre Absichten, die sie mit dem Gelde Judiths geplant hatte. Sie hätte, im Falle des Eintritts Judiths ins Kloster der Aebtissin wohl das Geld des Mädchens ausbezahlt, aber sich selber die Nutznießung und Verwaltung der Randenburg ausbedungen. Wenn nun eine Heirat zustande kam, dann

ging alles, was Judith gehörte, in deren Besitz über und dass die Aebtissin ihre Einwilligung zu einer bürgerlichen Ehe nie gab, das war doch anzunehmen. Sonst ging sie ja aller Ehren und Rechte einer Randenburgerin verlustig.

Am Tage, nach dem sich Ulrich von Klingen das Jawort Judiths geholt hatte, ritt Walther, der ältere von Klingen nach dem Schlosse seiner Ahnen. Er kam von einer weiten Reise aus deutschen Landen heim und sann über die Zukunft nach. Er war bei der Aebtissin Anna von Randenburg im Kloster Velpach abgestiegen und hatte von ihr vernommen, dass sein Bruder ihre Nichte heimführen wolle. Anfangs war er wie betäubt über die Mitteilung, hielt dann aber an sich und sprach ruhig über die Angelegenheit.

Als sich aber das Klostertor hinter ihm geschlossen hatte und sein müdes Ross die Höhe von Sassenloh erstieg, da stürmte es in ihm und eine wilde Verwünschung entfuhr seinen Lippen. Dass er es nicht gemerkt hatte, wie ihn der Bruder hinterging! Schon damals, wo sie mit diesem Mädchen zusammengespiesen hatten, hätte er wissen müssen, dass sie eine Gefahr war. Nun konnte er dann zusehen, wie sein jüngerer Bruder auf Klingenberg einzog, wie er ihm das Testament hinhielt, das sein Vorgehen rechtfertigte — musste es vielleicht erleben, dass man ihn über Jahresfrist an die Wiege des kleinen Erben führte — nein, es war einfach nicht auszudenken, was alles noch entstand, wenn diese Heirat geschlossen war.

Einmal schlug er sich an die Stirn: «Wenn ich nun der Geschichte die Spitze abbreche, bevor sie überhaupt gefährlich ist? Wenn ich ihm zuvorkomme — ganz im Geheimen eine Frau suche, mich trauen lasse — — — ! Aber nein, tausendmal nein, wie kann ich nur daran denken! Weit weg spuckte Walther von Klingen und gab dem armen Gaul den Sporen, dass er sich hoch aufbäumte und in wilden Sätzen durch das nachtdunkle Gehölz jagte. Wie kam er nur auf den Gedanken eine Frau zu nehmen, wo er sich doch verschworen hatte, nie zu heiraten. Er hasste diese Sorte Menschen wie nichts in der Welt — und nun fiel es ihm gar ein, sich für sein ganzes Leben mit einem solchen Wesen zu verbinden: Nein, diese Lösung kam nicht in Frage, auch nicht, wenn er wusste, dass es der einzige Weg war, auf dem er sich das Erbe hätte retten können.

Ulrich war nicht im Schlosse, als Walther ankam und so war die erste Begegnung noch hinausgeschoben. Die alte Wirtschafterin war bestürzt über ihres Herrn Aussehen und als er sie gar ohne Antwort stehen liess, als sie ihn fragte, was er zu essen wünsche, da schlug sie die Hände zusammen und jammerte: «Dass er ein Weiberfeind ist, weiss ich ja, aber so wie heute ist er mir doch noch nie gekommen — das lange Reisen wird ihm halt auch nicht gut tun!»

Walther von Klingen eilte sofort in den hohen Rittersaal, wo das Familienarchiv stand und schloss die eisenbeschlagenen Truhen auf. Er hoffte eigentlich nichts zu finden, als die Bestätigung seiner Befürchtung. Umso mehr erstaunte er, als er unter vielen andern Schriften noch die alte Urkunde fand, die vor einigen Hundert Jahren einen Ahnen zum Edlen von Klingen erhoben hatte. Darin stand mit steifen Buchstaben geschrieben, dass alle Rechte und Titel jeweils auf den ältesten Sohn übergehen sollten, sofern er gewillt sei «mit seinem Blut den Stamm fortzupflanzen». Das war ja nur die Wiederholung der alten Formel, die Walther so verwünschte. Darunter aber stand ein Nachsatz: «Sollte es aber vorkommen, dass ein direkter Abkomme, dieses anmit zum Ritter erhobenen Edlen von Klingen sich mit einer Tochter aus dem Volke oder mit einer Adelige[n] zweiter Klasse vermählen wollte, so entsagt er damit freiwillig dem Vorrechte, Erbe des Titels und Schlosses Klingen zu werden.»

Walther las diesen Satz zwei — dreimal und dann hatte er verstanden. Nun war alles gut! Ulrich sollte Judith, diese Adelige zweiter Klasse nur heiraten, er wollte ihm dafür dieses Papier als Morgengabe überreichen.

Eben schloss er mit fester Hand das Archiv zu, als Ulrich hinter ihm stand und ihm auf die Schultern klopfte: «He Bruder, du bist zurück und dein erster Besuch gilt diesen alten Papieren — ich bin doch auch noch da Walter!»

Zornig wandte sich dieser um und ein höhnisches Lachen verunstaltete sein ohnehin finstres Gesicht, als er sagte: «Ja, man sollte dir wohl zuerst gratulieren, Herr Bräutigam, — aber ich wollte dir gleich auch das Geschenk übergeben, das unsere Ahnen dem abtrünnigen Spross von Klingen hier aufbewahrt haben. Du bist scheints der erste, der es verdient.

Sprachlos starrte Ulrich auf das Schriftstück, das ihm sein Bruder vor die Augen hielt. Dann schrie er auf: «Nein, das ist Betrug, du bist schlecht, Walther!»

«Wohl weniger als du, der du meine Abwesenheit dazu benutztest, mir unser altes Schloss zu stehlen!»

«Es stand bei dir, all die langen Jahre, die du älter bist als ich, dazu zu verwenden, dir dein Erbe zu sichern, — du kanntest die Bedingungen so gut wie ich!»

«Oder besser, willst du sagen — — ! Aber lassen wir nun das Geplänkel. Es handelt sich darum, ob du dich diesem Urteil, das kein Betrug, sondern eine Urkunde unserer Ahnen ist, unterziehen willst, oder ob du vorziehst, diese Juditha fahren zu lassen. Du siehst, ich bin grossmütig — —, ich hätte dir das Schreiben erst nach deiner Trauung zeigen können, dann wäre dir nur ein Weg offen gewesen. So aber kanntst du dich besinnen, ob du wie bisher der Edle von

Klingen oder ein Ausgestossener aus dem Kreise der Adeligen sein willst!» Bisher hatte Ulrich finster vor sich hingebütet. Nun aber fuhr er auf und schaute seinen Bruder voll Verachtung an, dann sprach er mit vor Zorn bebender Stimme: «Halt ein, Gemeiner! Der Weg, den du mir offen lässest ist ein Weg des Treubruches und der Schande! Glaubst du, ich breche einem Mädchen, das ich mehr liebe als mein Leben die Treue um eines Titels willen? Nein, wenn der Adel nur so stolz ist, dass er Verrat und Treubruch zu seinem Bestande wählt, dann danke ich dafür. Du sollst nicht sagen können, dass ich nicht zu lieben verstehe und für diese Liebe nicht zu opfern imstande sei. Wohlan, wenn du es willst, so gehe ich ohne mein Erbe, ohne den Namen meiner Ahnen, obschon ich weiss, dass der Adel meiner Braut reiner ist, als der unsere, der einen Spross wie dich hervorgebracht hat!»

Einen wilden Fluch murmelte Walther, als sich die Türe hinter Ulrich geschlossen hatte. Doch bald darauf lächelte er wieder vor sich hin. Es war doch gut gegangen — und schlaue hatte er es gemacht. So schien es noch, Ulrich hätte aus freien Stücken diesen Schritt getan. Wenn nun auch Judith fest blieb und ein Leben an der Seite eines sozusagen armen Mannes nicht verachtete, so war er auf ewig sicher, Herr von Klingen zu bleiben. — — — —

In der Stube der Aebtissin zu Velpach brannte noch ein kleines Licht, als Ulrich in tiefer Nacht die Klosterglocke zog. Die Pförtnerin öffnete unwillig und wollte den späten Gast fortschicken. Der aber verlangte so energisch Einlass, dass sich die kleine Schwester fügte und die Aebtissin dringend um Audienz bat.

Drinnen angekommen, sank Ulrich in den hohen Sessel und erzählte der bestürzten Aebtissin, was sich soeben zugetragen. «In Ihre Hand ist nun mein Schicksal gelegt», sprach er am Schlusse. «Wenn Euer Gnaden mir erlauben, trotz allem noch einmal mit meiner Braut zu sprechen, um sie um ihren Entscheid zu bitten, so bin ich sicher, dass mein Leben glücklich sein wird. Sollten Sie mich aber fortweisen, gnädigste Aebtissin — — — !»

Die hohe Frau legte gütig ihre Hand auf das Haupt des Gebeugten und sprach: «Wie sollte ich soviel Glauben und Liebe enttäuschen und einem so reinen Glücke entgegenstehen? Nein, Sie haben nicht umsonst im Hause der Armut angeklopft — was wir haben, sollen Sie erhalten, denn dass Judith treu bleibt, das weiss ich. Kommen Sie morgen wieder und ich will Sie zu Judith führen!»

Am andern Morgen knieten vor dem Flügelaltare der schmerzhaften Mutter in der Klosterkirche zwei junge Menschenkinder, die sich eben aufs neue Treue gelobt hatten für ein Leben, das sie aus stolzen Träumen von Reichtum und festen Burgen tief in die Niederungen der Armut

führen sollte. Judiths Angesicht leuchtete in stillem Frieden und in Ulrichs Augen lag der Trotz, mit dem er sich dieses Leben aufbauen wollte. Als sie später vor der Aebtissin standen und diese ernst fragte: «Und die Randenburg und Tante Ursula?» — — Da wehrte Judith ab: «Ich weiss schon, Tante, die Randenburg kann keiner übernehmen, der den Adelstitel für seine Liebe geopfert hat. Auch Tante Ursula wird für alle Zeiten nichts mehr von mir wissen wollen — aber warum reden wir davon? War vielleicht die Burg einmal meine Heimat, — oder war Tante Ursula meine Mutter? Nein, die erste Heimat war mir das stille Velpacher Kloster und meine beste Mutter waret Ihr mir, Tante. Und nun verlasse ich beide, Heimat und Mutter und finde sie wieder bei dir, Ulrich!»

Der lächelte wehmütig: «Ja, aber wo wollen wir sie finden, die Heimat, darin wir das kleine grosse Glück unserer Liebe bergen dürfen?»

»In einem kleinen Häuschen hier am See, das ein Stübchen hat, wie jenes, das ich im Traume so oft sah — wisst Tante, von dem ich einmal erzählte. — — — — —

Und das kleine Häuschen am See mit dem stillen Stübchen wurde die Heimat zweier Menschen, die um ihrer Liebe willen alles geopfert hatten. Ob auch Ursula von Lichtenstein gegen die Verbindung ankämpfte, — im Grunde war sie doch froh, ihre Nichte auf so einfache Art los zu werden, ohne ihr Gewissen damit zu belasten. Sie freute sich während vieler Jahre am ererbten Besitze und verschrieb bei ihrem Tode Geld und Gut dem Kloster Velpach. —

Ueber das Kloster gingen die Jahre mit ihrem Wechsel von Gut und Böses und nahmen ihm in einem kalten Winter die vorbildliche Aebtissin Anna von Randenburg. Sie hatte es noch erleben dürfen, dass im Häuschen am See die kleine Familie zu einer grossen starken Generation heranwuchs, die ohne Adelstitel ein treues, tapferes Geschlecht zu werden versprach, während die Burg Klingen nach dem Tode ihres letzten Herrn in fremde Hände überging.

Im sonnigen Klostergarten begruben sie die letzte Randenburgerin, die Aebtissin Anna neben dem schmalen Hügel der jungen Schwester Dolores, die einst als Leibeigene unter dem Namen Adelheid um Aufnahme gebeten hatte. Und jeden Tag kam Judith, die schöne starke Frau und betete an den zwei Gräbern für die Seelenruhe der Abgestorbenen. — — — — —

Wenn die Wellen des Untersees an stillen Sommerabenden an die alten Mauern des ehemaligen Klosters Feldbach plätschern, dann rauscht es in den Pappeln, die den Garten säumen, und wer sie versteht, der hört darin die Geschichten aus längst entschwundener Zeit.